

# Poesie wie Brot

»Poesie wie Brot? Dieses Brot müsste zwischen den Zähnen knirschen und den Hunger wiedererwecken, ehe es ihn stillt. Und diese Poesie wird scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht sein müssen, um an den Schlaf der Menschen rühren zu können.«

---

*Diese Zeilen aus Ingeborg Bachmanns erster Frankfurter Poetik-Vorlesung (1959/60) bilden das Motto dieser Rubrik, in der Wernfried Hübschmann Gedichte vorstellt und kommentiert.*

## AUF EINE LAMPE

Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmückest du,  
An leichten Ketten zierlich aufgehangen hier,  
Die Decke des nun fast vergessnen Lustgemachs.  
Auf deiner weissen Marmorschale, deren Rand  
Der Efeukranz von goldengrünem Erz umflieht,  
Schlingt fröhlich eine Kinderschar den Ringelreihn.  
Wie reizend alles! lachend, und ein sanfter Geist  
Des Ernstes doch ergossen um die ganze Form -  
Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?  
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

**Zitiert nach: Eduard Mörikes, *Sämtliche Werke*,  
hg. von Gustav Keyßner, *Deutsche Verlags-Anstalt: o. J., S. 32.***

Eduard Mörike (1804-1875) war Lyriker, Erzähler und Übersetzer, im Brotberuf protestantischer Theologe und Pfarrer in Cleversulzbach, doch unglücklich in dieser Tätigkeit. Seine Gedichte und Balladen sind fester Bestandteil des literarischen Kanons der Spätromantik. Bekannt ist auch sein Roman »Maler Nolten« sowie die großartige Künstlernovelle »Mozart auf der Reise nach Prag«.

---

Eine Hörfassung des Gedichts »Auf eine Lampe« (gesprochen von Wernfried Hübschmann) finden Sie unter:

[www.wernfried-huebschmann.de/poesiewiebroet](http://www.wernfried-huebschmann.de/poesiewiebroet)

## Angekommen in Selbstvergessenheit

Schon beim ersten Lesen dieses Gedichts ergibt sich der Eindruck von Stimmigkeit und sanfter Harmonie. Das Grundbild des lyrischen Gebilds, eine filigrane Deckenlampe aus jener Zeit, steht uns deutlich vor Augen. Sie wird präzise beschrieben und wir umkreisen sie Zeile für Zeile wie ein fasziniertes Insekt und fühlen uns auf magische Weise angezogen. Erst beim wiederholten Lesen fallen die Rätsel deutlicher auf, wird offenbar, dass das Bild mehr und mehr verschwimmt, plötzlich kompliziert wird und uns in Verwirrung stürzt.

Eduard Mörikes »Auf eine Lampe« (geschrieben 1846) entpuppt sich als ein vertracktes und im engeren Sinne modernes Gedicht, das sich aus romantischer Selbstvergessenheit zu moderner Selbstreflexion aufschwingt, um wieder zurückzukehren zur Idee der Selbstähnlichkeit, aber auf höherer Ebene, jetzt durchdrungen, begriffen, transzendiert. Ohne dass sie sich bewegt, bewegt die Lampe uns. Der Titel allein muss uns stutzig machen. Die Widmung lautet »auf« eine Lampe, nicht »über«, nicht »für«, nicht »an«. Und es folgt eine feierliche Anrufung, die vom Äußerlichen zum Kern des Gedichtgedankens vordringt, wo Ich und Kunstgebild wieder ganz sich gehören, ein jedes in seiner Sphäre, jedes zugleich verwandelt.

Ein Blick auf formale Details hilft uns weiter. Das Gedicht besteht aus zehn Versen, genauer: aus fünf jambischen Doppelversen, also regelmäßig betont-unbetont, »reine« Reime kommen nicht vor. Auffällig sind Zahl und Art der Adjektive bzw. Adverbien (14 insgesamt in 10 Zeilen!), die Zuschreibung »schön« wird in der ersten und in der letzten Zeile genannt. Der »Begriff« vom Schönen durchläuft eine Entwicklung von natürlicher Einfachheit zu kunstgemäßer Komplexität. Das »noch unverrückt« deutet genau diesen Weg an: etwas beginnt, die »Verrückung« ist

eine schub- und zeilenweise Verschiebung des Blickwinkels, der Ein-Sicht. Der »sanfte Geist / des Ernstes« ist dabei unser Wegweiser durch ein früheres »Lustgemach«, also wohl ein Schlafzimmer in einem vornehmen Hause, einem Schloss vielleicht.

Die Lampe ist, so sagt der Text, ein »Kunstgebild der echten Art«, obwohl nicht beachtet: »wer achtet sein?« Und nun: »Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.« Die nachgestellte Konjunktion »aber«, das von Goethe religiös verwendete »selig«, und dann »scheint«! Ist dies ein äußerliches, unzuverlässiges Scheinen (lat. videtur) im Sinne von »so aussehen, als ob«, auf der Basis des individuellen Blicks und subjektiven Gefühls? Für diese Lesart plädiert Emil Staiger, der große Schweizer Germanist, in seinem berühmten Aufsatz (1950, publ. 1955). Demgegenüber beharrt der Philosoph Martin Heidegger auf der Interpretation als seelenvolles Leuchten oder Schimmern von innen nach außen (lat. lucet), das gar keines Betrachters bedarf. Für ihn ist das Schöne schön »in ihm selbst« (nicht »an« ihm). Darin wäre also das eigentliche Wesen der Lampe zu sehen.

Die Selbständigkeit der Schönheit, ihr Eigenwert, ihre Autonomie, ist die Vorstufe der »absoluten Poesie«, wie sie wenige Jahre später bei Mallarmé und Verlaine auftritt, um dann ihre Spur durch die gesamte literarische Moderne zu ziehen. Das »Objekt« Lampe selbst hat sich, so scheint es (!) zum Subjekt emanzipiert. Wir, die Betrachter, bleiben zurück, bewundern still und verlassen das Lustgemach. Unmerklich flattert der Vorhang, als würde er atmen.

---

[www.wernfried-huebschmann.de](http://www.wernfried-huebschmann.de)

